



SUSAN HILL

DAS
GEHEIMNIS
IM SPIEGEL

Weltbild

Sir James Monmouth, der von einem Vormund in fernen Ländern aufgezogen wurde und über seine Abstammung so gut wie nichts weiß, folgt als junger Mann den Spuren des von ihm verehrten Schriftstellers und Abenteurers Conrad Vane quer durch Afrika sowie den Nahen und Fernen Osten.

Als er sich nach Jahren in England niederlässt, stößt er bei seinen Nachforschungen auf einen mitleiderregenden dreizehnjährigen Jungen, der jedoch immer dann wieder verschwindet, wenn er sich ihm nähern will.

Immer wieder trifft Monmouth auf Menschen, die ihm dringend davon abraten, sich weiter mit Vane zu beschäftigen. Auf dem verstorbenen Abenteurer scheint ein Fluch zu liegen, der alle trifft, die in seinen Bann geraten.

Susan Hill

Das Geheimnis im Spiegel

Roman

Aus dem Englischen von Lore Straßl

Weltbild

Die Autorin

Susan Hill begann bereits als Teenager zu schreiben. Sie hat zahlreiche Romane, Jugendbücher, Hörspiele und Sachbücher veröffentlicht. In Deutschland wurde sie bekannt durch „Rebeccas Vermächtnis“, die Fortsetzung des Romans „Rebecca“ von Daphne Du Maurier. Susan Hill ist verheiratet und lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern in Oxford.

Die englische Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel The Mist in the Mirror bei Sinclair-Stevenson, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1992 by Susan Hill

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1994 by Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knaur Nachf., München

Übersetzung: Lore Straßl

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-824-9

Einleitung

zu Sir James Monmouth' Manuskript

London und die Bibliothek meines Clubs, an einem Spätnachmittag Ende November, jener düsteren, sich aufs Gemüt legenden Zeit des Jahres, wenn der freundliche Altweibersommer, der den ganzen Oktober hindurch angehalten hatte, eine Ewigkeit her zu sein schien, und es noch zu früh war, die freudige Erwartung der Adventszeit zu verspüren.

Die Kälte auf der Straße war fast beißend, und der Nieselregen, der auf dem Pflaster zu gefrieren begann, hatte meinem Gesicht das Gefühl geraubt und sich in den Ärmeln meines Mantels eingenistet.

Aber ich hatte den größten Teil des Weges durch die schmalen Straßen und engen Gassen von Covent Garden hinter mir, ich hatte mich zwischen Buden und Ständen hindurchgeschlängelt, hatte flüchtige Blicke in ihr Inneres erhascht, das wie Schatzhöhlen beleuchtet war, und war so schnellen Schrittes zur Pall Mall gelangt.

Und nun hielt ich kurz an der Tür dieses freundlichen Raums an und blickte ein paar Sekunden lang in stiller Zufriedenheit auf dieses einladende Bild.

Die Lampen waren eingeschaltet, und ein molliges Feuer prasselte in dem großen steinernen Kamin. Ein gedämpftes Klirren von Porzellan war zu hören, das glänzende Silber einer Teekanne und einer Warmhaltehaube zu sehen, und die angenehme Duftmischung von dampfend heißem Wasser, schwach gebräuntem Toast und ein bisschen süßem Tabak stieg mir in die Nase.

Das nasskalte Wetter hatte ein paar Mitglieder mehr als sonst um diese Zeit hierher gelockt, aber ich entdeckte keine näheren Bekannten. So beschloss ich, mir in aller Ruhe ein Kännchen Tee zu gönnen, einen Blick in die eben erschienene Abendzeitung zu werfen und mich mit meiner eigenen Gesellschaft zu begnügen.

Trotzdem antwortete ich bereitwillig auf das Nicken des Herrn, der ein wenig entfernt in einer der tiefen Nischen zwischen den Lesetischen saß, denn er machte immer eine melancholische Figur, und mein Gewissen rührte sich, als ich ihn so allein sitzen sah.

»Sir James ...« Ich ließ mich in einen weichen, mit mahagonifarbenem Leder bezogenen Sessel nieder. Die schweren Vorhänge hinter uns waren noch nicht zugezogen, so konnte ich die Straßenlaternen durch den dünnen Nebel wie von einem Heiligenschein geschmückt sehen. »Das trübe Ende eines düsteren Tages.«

Sir James Monmouth nickte. Er war ein reservierter, immer noch gut aussehender, introvertierter Herr. Anwalt? Regierungsbeamter? Ich hatte keine Ahnung, aber er war auf unaufdringliche Weise immer freundlich zu jüngeren Clubmitgliedern, und was ich von ihm wusste, gefiel mir.

»Trotzdem«, sagte ich heiter, als der Tee gebracht wurde und ich das Döschen mit Sardellenpaste neben dem gebutterten Toast erspähte, »habe ich einen schönen Spaziergang hinter mir. Ich muss gestehen, ich mag die Straßen Londons bei jedem Wetter.«

»Ah«, sagte Sir James bedächtig, »die Londoner Straßen. Ja. Sie verleiten zu

stundenlangen Spaziergängen.« Er machte es sich in seinem Ohrensessel noch bequemer und lehnte sich so weit zurück, dass sein Gesicht im Dunkeln lag.

»Sie sind etwas Schönes, sofern einen danach eine erfreuliche Zuflucht wie hier erwartet: Lichter, ein wohliges Kaminfeuer, angenehme Gesellschaft ... Tee und Toast.«

»Ja«, erwiderte er nach kurzer Pause, »wahrhaftig, eine Zuflucht. Ich bin froh, dass es eine für mich geworden ist.«

»Sie sind meistens hier, Sir James.«

»Ja. Ja, meistens hier. Ich hoffe, so wird es auch bleiben, denn dieser Club ist mir zum Zuhause geworden, und seine Mitglieder zu Freunden und Familie.«

Etwas an seinem Ton berührte mich, sodass ich plötzlich Beklommenheit verspürte. Mit fast übertriebener Herzlichkeit bedrängte ich Sir James, sich doch eine Scheibe des köstlichen Toasts zu nehmen. Aber er winkte höflich ab. Im gleichen Augenblick traten zwei meiner Freunde ein, sie kamen herüber, um sich zu uns zu setzen, und sogleich hob sich die Stimmung.

»Sideham« – Sideham war der Oberportier – »hat uns erzählt, dass im Gästeflügel angeblich ein Geist gesehen wurde!«

»Ich hatte keine Ahnung, dass es hier einen gibt. Etwa ein kopfloser Gardeoffizier?«, fragte ich.

Ffoulkes prustete vor Lachen. Sofort wandten sich einige Köpfe in unsere Richtung, jemand schnalzte missbilligend mit der Zunge, woraufhin wir verlegen verstummten und die übliche Stille in die Bibliothek zurückkehrte.

Doch das Thema Geister kam aufs Neue zur Sprache, als wir nach dem Dinner im Rauchersalon saßen und bei qualmenden Pfeifen und gefüllten Gläsern über verschiedene Theorien und Philosophien über Gespenster, das Leben nach dem Tod und die Welten jenseits des Grabes spekulierten. Einer erzählte die Geschichte vom Clubgeist, aber niemand fand sie sonderlich aufregend. Und obwohl wir einander dezent anspornten, um in die passende Stimmung zu kommen, fiel doch keinem von uns eine fesselnde, originelle Story ein.

»Es sind viele ausgezeichnete Geistergeschichten geschrieben worden«, sagte Ffoulkes schließlich, »vielleicht sollten wir das Erzählen erfahrenen Schriftstellern überlassen.« So ließen wir das Thema fallen und unterhielten uns über völlig andere Dinge.

Kurz vor Mitternacht trennten wir uns. Ich durchquerte die Eingangshalle zur Garderobe, als ich Schritte hinter mir hörte und mich umdrehte.

»Ich vermute, Sie nehmen eine Droschke?«, sagte Sir James Monmouth fast schüchtern und stockend.

»Nein, nein, ich habe nur einen guten halben Kilometer nach Hause.«

»Dann – hätten Sie etwas dagegen, wenn ich Sie ein Stück begleite?«

»Ganz im Gegenteil. Sie brauchen wohl genau wie ich etwas frische Luft, bevor Sie sich zu Bett begeben.« Er antwortete nicht, sondern ging zur Haustür, um dort auf mich zu warten. Ich beeilte mich, in den Mantel zu schlüpfen, und wir verließen gemeinsam den Club.

Der gleiche, fast eisige Nebel hing noch in der Luft und reizte mit dem Londoner Rauch,

den er mit sich trug, und dem Flussgeruch meinen Hals.

Der Kessel des Maroniverkäufers an der Ecke glühte noch leicht, obwohl er bestimmt schon eine Stunde oder länger verlassen dastand.

Außer uns war offenbar niemand unterwegs, und die Fenster der hoch über uns ragenden, stuckverzierten Häuser starrten leer in die Nacht.

Eine Weile spazierten wir stumm dahin, aber ich war überzeugt, dass Sir James mich nicht nur begleitete, um sich nach einem langen Abend drinnen die Füße zu vertreten. Sein Schweigen kam mir eigenartig angespannt vor.

Wir erreichten die nächste Ecke, wo eine einsame Droschke unter der Laterne wartete. Mein Begleiter hielt an. »Ich kehre jetzt um.«

»Nun, dann wünsche ich Ihnen eine angenehme Nacht, Sir James.«

»Einen Augenblick ...« Er zauderte. Sein Gesicht mit der großen Nase war hager, und eine Sekunde lang wirkte es unter dem gelichteten Haar wie ein Totenschädel auf mich. Da wurde mir bewusst, dass er viel älter war, als ich vermutet hatte. »Ich habe nach dem Dinner Ihre – Ihre Unterhaltung im Rauchersalon mit angehört.«

»Oh, das war nur müßiges Geplaudere. Es sind alles liebenswerte Kameraden.«

»Aber Sie selbst erschienen mir – ernsthafter.«

»Ich gestehe, dass mich dieses Thema schon immer interessiert hat.«

»Sie – glauben?«

»Glauben? Oh, was das betrifft ...« Ich machte eine abwehrende Geste. Das war kein Thema, das ich so spät auf einer verlassenem Straße wieder anschneiden wollte.

»Ich habe – eine Geschichte. Sie befindet sich in meinem Besitz – vielleicht hätten Sie Lust, sie zu lesen.«

»Eine wahre Geschichte? Oder eine erfundene? Sie sind ein Schriftsteller, Sir James?«

»Nein, nein. Es ist lediglich eine Niederschrift gewisser – Geschehnisse.«

Unvermittelt bemühte er sich um einen leichteren Ton. »Sie könnte Ihnen zumindest Lesestoff für eine müßige Stunde geben, wenn Sie wieder einmal eine haben.«

In diesem Augenblick wurden Schritte am fernen Ende der Straße laut. Sir James drehte rasch den Kopf und spähte durch den Nebel. Plötzlich schoss seine Hand vor und fasste meinen Arm. »Ich bitte Sie«, sagte er leise, fast flehenden Tones. »Lesen Sie's!« Die Kirchturmglöcker Londons schlugen Mitternacht.

Mehrere Tage vergingen, bevor ich wieder in den Club kam. Geschäftliche Angelegenheiten hatten mich nach Norden geführt, und nach ihrer Erledigung hatte ich mich gleich nach Hause, nach Norfolk, begeben, wo ich mich an meinem eigenen Kamin im Kreis meiner liebevollen, glücklichen Familie entspannte. Klein Giles hatte einen neuen Labradorwelpen, der uns in Trab hielt, und Ann schritt geduldig neben Eliza her, die mit ihren knapp drei Jahren vorsichtig auf ihrem Shetlandpony auf der Koppel ritt. Ich hatte einen ausgezeichneten Jagdausflug bei abscheulichem Wetter hinter mir und kehrte mit vollem Jagdbeutel, schlammiger Reithose und glücklich und zufrieden nach Hause zurück. Der Übergang zwischen Foldingay und meinem Strohwitwerleben in der Stadt ist mir nie leichtgefallen; einen Abend oder einen halben Tag lang fühlte ich mich unbehaglich, mit einem Fuß zu Hause und einem hier und in Gedanken weder so richtig da noch dort, deshalb begab ich mich nach meiner Rückkehr gewöhnlich auf ein paar Stunden in den

Club, um mir die Umstellung zu erleichtern.

Es war fast einundzwanzig Uhr an jenem Montag, als ich durch die Flügeltür trat und von Sideham begrüßt wurde. »Einen Augenblick bitte, Sir, ich habe ein Päckchen in Aufbewahrung für Sie.«

»Ist es mit der Post gekommen?«

»Nein, Sir James Monmouth hat es mir für Sie gegeben.«

»Ah ja.«

Sofort fiel mir unser Gespräch und Monmouth' etwas eigenartiges Benehmen in jener Nacht ein – ich muss gestehen, es war mir in der Zwischenzeit völlig entfallen. Ich erinnerte mich an die verlassene, stille Straße und an die abrupte Veränderung von Sir James' Verhalten, an die Panik, die Angst – was genau es gewesen war, hätte ich nicht zu sagen vermocht – in seinen Augen und seiner Stimme.

»Warum er es mir wohl nicht persönlich gibt«, murmelte ich, als Sideham mir ein ordentlich in braunes Packpapier gewickeltes und mit Bindfaden verschnürtes Päckchen aushändigte.

»Sir James ist auf ein paar Tage verreist, Sir.«

Das überraschte mich. Der alte Herr hatte selbst gesagt, dass er »meistens hier« sei, und ich war es gewöhnt, ihn in der einen oder anderen Ecke sitzen zu sehen. Aber vielleicht hatte er hin und wieder das Bedürfnis nach einem Tapetenwechsel. Ich dachte jedenfalls nicht weiter darüber nach, sondern gab das Päckchen mit meinem Mantel an der Garderobe ab und ging in den Rauchersalon, um mir einen Whisky mit Soda zu gönnen. Ich unterhielt mich mit niemandem, und nachdem ich einen Stoß Sportzeitschriften durchgeblättert hatte, waren meine Augen so müde, dass ich es für angebracht hielt, zu meiner Suite am Piccadilly zurückzukehren, die mir in London mein Zuhause ersetzen musste. Beim Verlassen des Clubs klemmte ich mir Sir James' Päckchen unter den Arm, aber ich hatte nicht vor, es an diesem Abend noch zu öffnen. Ich beabsichtigte, wohl eher vage, es am folgenden Freitag mit aufs Land zu nehmen. Aber der Spaziergang durch die eisige Nacht unter sternklarem Himmel machte mich wieder hellwach, und da ich nichts Besseres zu tun hatte und mich nicht ins Bett legen wollte, nur um mich vielleicht stundenlang schlaflos herumzuwälzen, beschloss ich, die ersten Seiten des Manuskripts zu lesen. Es bestand, wie sich herausstellte, aus drei nicht ganz DIN-A4-großen, in einfaches schwarzes Leder gebundenen Notizblöcken und war handgeschrieben, mit sauberer, fließender Schrift, die, nachdem ich mich daran gewöhnt hatte, so leicht zu lesen war wie der Druck eines Buches.

Ich machte es mir in meinem Sessel bequem und schaltete alle Lichter aus, außer der Stehlampe neben mir. Ich denke, ich hatte nicht vor, länger als höchstens eine Stunde zu lesen, eben bis ich müde genug war, um gut schlafen zu können; aber die Geschichte, die sich vor mir entfaltete, fesselte mich so sehr, dass ich bald sowohl die Zeit wie meine gegenwärtige Umgebung vergaß.

Das düstere Londoner Morgengrauen, das sich an den Vorhangspalten und -rändern einschlich, fand mich immer noch in meinem Ohrensessel sitzend. Das zu Ende gelesene Manuskript war auf meinen Schoß gesunken und ich in einen unruhigen, traumgeplagten Schlaf.

Sir James Monmouth' Geschichte

1

Regen, den ganzen Tag Regen, den ganzen Abend, die ganze Nacht heftiger Herbstregen. Draußen auf dem Land, über Felder, Weiden und Moorland, frischer, sauberer, vom Wind getragener Regen. In London rauschte der Regen durch die Gossen und gurgelte in die Gullys. Regen ließ das Licht der Straßenlaternen verschwimmen. Regen glomm silbern auf den Capeschultern eines Schutzmanns, der seine Runde machte. Regen trommelte auf Dächer und Pflaster und fiel sanft und verstohlen auf Wälder und dunkle Heide. Regen platschte auf Londons Fluss, auf Schuppen, Kais und Piers. Regen fiel auf dicht mit Azaleen und Rhododendren bewachsene Vorstadtgärten. Regen von Nord bis Süd, von Ost bis West, als hätte es bisher nie geregnet und würde jetzt vielleicht nie mehr aufhören. Regen auf all den stillen Straßen und Plätzen, den Gassen und Höfen, den Gärten und Friedhöfen, den steinernen Stufen und in jedem abgelegenen Winkel der Stadt. Regen. London. Jahresende.

Für mich aber war er wundervoll und unsagbar fremdartig. Einen solchen Regen kannte ich nicht, nicht aus Afrika, Indien, dem Fernen Osten, diesen Gegenden, in denen ich mein Leben verbracht hatte, solange ich mich erinnern konnte. Dort hatte es Monate um Monate nur Hitze und Trockenheit gegeben, abrupt gefolgt vom Monsun, bei dem der Himmel sich füllte und dann wie ein Geschwür aufplatzte und Regenmassen die Erde überschwemmt, sie in Schlamm verwandelten und sich wie ein gelber Fluss tosend dahinwälzten, ein prasselnder Regen, der die Luft zum Schwitzen und Dampfen brachte. Regen, der wie vom Wahnsinn besessen auf die Welt einhämmerte und dann aufhörte und nur Schutt und Vernichtung zurückließ.

Hin und wieder hatte ich durch Englandbesucher von diesem gesegneten, gleichmäßigen, sanften Regen gehört, und zu jenen Zeiten hatte sich eine undeutliche Erinnerung gerührt, die wie ein verschwommener Traum bis an die Oberfläche meines Bewusstseins drang, mir aber wieder entglitt. Und jetzt war ich hier, allein in diesem Londoner Regen, im Herbst meines vierzigsten Lebensjahres.

Mein Schiff war am Vormittag eingelaufen. Meine Mitpassagiere hatten sich an die Reling gedrängt, um mitzuverfolgen, wie wir dem Land immer näher kamen, und vielleicht schon von fern ihre Angehörigen und Liebsten zu sehen, die sie erwarteten. Aber ich, der ich niemanden hier kannte und auf den weder Freunde noch Familie warteten, hatte mich zurückgehalten, halb neugierig, halb ängstlich und plötzlich so voller Verbundenheit mit dem Schiff, das während der vergangenen Wochen mein Zuhause gewesen war. Denn ich hatte jetzt kein anderes. Der Osten lag hinter mir, mein Leben dort war vorbei. Obgleich ich vage Pläne hatte, eine Aufgabe, die ich mir mehr oder weniger selbst gestellt hatte, waren mir diese Zukunft und dieses England noch unbekannt.

Die Schiffssirene heulte und erhielt Antwort vom Land. Hüte wurden geschwenkt. Da drehte ich mich um, und mein Blick folgte dem langen, dunklen Band des Londoner Flusses, der zur See führte, und in diesem Augenblick fühlte ich mich unendlich verlassen und so einsam und trostlos wie nie zuvor.

Mein bisheriges Leben lässt sich schnell erzählen. Ich wusste damals nur, dass ich mit fünf Jahren, nach dem Tod meiner Eltern – an die ich mich nicht erinnern konnte und von denen ich überhaupt nichts wusste – aus England ins Ausland geschickt worden war. Die Erinnerungen beginnen für mich mit der Zeit als kleiner Junge in Afrika, bei einem Mann, der mein Vormund war und den ich auch nur so nannte. Er hatte mir erzählt, dass er ein alter Freund der Familie meiner Mutter gewesen sei, und bis zu seinem Tod, als ich siebzehn war, sprach er überhaupt nie über meine Geburt, über meine ersten Jahre, mein Zuhause oder meine Familie. Es war, als habe es jene Orte und Personen nie gegeben, und die ungenauen Erinnerungen, die ich daran gehabt haben musste, hatte ich wohl um meines Seelenfriedens willen zu unterdrücken gelernt – und so wurden sie ganz begraben.

Ob ich glücklich gewesen war oder unglücklich, was ich überhaupt zuvor gewesen war, wusste ich ebenso wenig. Nur manchmal in Träumen oder jenen flüchtigen, halb bewussten Augenblicken erhaschte ich den Hauch einer Stimmung, einer Empfindung oder einer Vision – ich bin mir nicht so recht klar, wie ich es nennen soll –, von der ich, da es ihr an jeglichem Bezug zu meinem gegenwärtigen Leben oder meiner jetzigen Umwelt mangelte, annahm, dass sie mit meinen ersten Lebensjahren in England zusammenhing. Mein Vormund lebte zu jener Zeit in den Bergen im Norden Kenias, und von dort stammen meine ersten bewussten Erinnerungen. Wir wohnten in einem geräumigen Bungalow auf einer Farm, und ich besuchte die Grundschule der etwa dreißig Kilometer entfernten Stadt. Die Erziehung, die mir dort zuteilwurde, war alles andere als hinreichend, allerdings gefiel es mir recht gut. Mein Vormund besaß eine gute, solide Bibliothek für den Durchschnittsbürger, in der ich nach Belieben herumstöbern durfte, und durch sie füllte ich selbst so manche Lücke in meinem Schulwissen.

Aber obgleich ich auch einige Zeit mit Büchern verbrachte, war ich doch im Grunde meines Herzens mehr dem Leben im Freien zugetan und trieb mich, so viel ich nur konnte, draußen herum, streifte, fast gänzlich ungebunden, durch die Gegend, ließ mir nichts, was ich für sehenswert hielt, entgehen und genoss die Herrlichkeit dieses weiten, schönen Landes.

Von Kenia zogen wir einige Jahre später nach Indien und von dort nach Ceylon, wo ich mich mit dem Teegeschäft vertraut machen sollte. Aber der Gedanke, noch weiter zu fernen, romantischen Orten zu reisen, war viel mehr nach meinem Geschmack als die Vorstellung, mich um irgendeiner beruflichen Laufbahn willen niederzulassen, und insgeheim plante ich für mich ein Leben als Nomade, als Forscher und Abenteurer. Ich hatte vor allem von den Reisen und der Arbeit eines Mannes gelesen, in dem ich einen der größten Reisenden und Erforscher wenig bekannter Gegenden sah. Er hieß Conrad Vane. An den Abenden beschäftigte ich mich mit Stößen von Landkarten und Büchern und plante meine zukünftigen Reisen.

Als ich siebzehn war, erkrankte mein Vormund plötzlich, und wie es in jenen Ländern so manches Mal vorkommt, wenn von einem Augenblick zum anderen grauenvolles Fieber und Schmerzen einsetzen, gelangte er in knapp vierundzwanzig Stunden von robuster Gesundheit bis an den Rand des Todes. Ich kann nicht behaupten, dass ich ihn sehr geliebt habe. Aber auch wenn er ein reservierter, etwas melancholischer Mann gewesen

war, so hatte er doch über zehn Jahre lang Vaterstelle an mir vertreten. Ich achtete ihn, mochte ihn, obgleich wir einander nie sonderlich nahegestanden und ich ihm nie Geheimnisse meines innersten Herzens und Wesens anvertraut hatte.

Aber in der dampfenden Luft des Bungalows an seinem Bett zu stehen und sehen zu müssen, wie wächsern sein schweißschimmerndes Gesicht wirkte, wie eingefallen seine Züge und wie die Haut sich über die Knochen spannte, erschreckte und bestürzte mich zutiefst. Ich versuchte, ihm ein paar Worte der Zuneigung zu sagen, doch ich brachte keine Sätze zustande, und als ich ihn wieder anblickte, starrten seine Augen leer zu mir empor. Er war tot.

Die nächsten zwanzig Jahre verbrachte ich mit Reisen. Ich besuchte Indien, sah mich in ganz Afrika, in Burma, Singapur, Malaya und schließlich in den abgeschiedensten Gegenden Chinas um. Anfangs hatte ich mit meinen Reisen kaum einen Zweck verfolgt, doch schon bald begann ich meiner Ambition nachzugehen, nämlich, den Fußstapfen Conrad Vanes zu folgen. Auf den Reisen bildete ich mich, indem ich mich mit jedermann unterhielt, der mir über den Weg lief, indem ich wie ein Einheimischer lebte, indem ich Augen und Ohren offen hielt, außerdem las, was mir über Geschichte, Literatur, Sitten und Gebräuche und Sagen der jeweiligen Gegend in die Finger kam. Ich lernte auch einige Sprachen, sodass ich verhältnismäßig gut zurechtkam. Ich war überall zu Hause und nirgends. Ich war ein Nomade, und ich war immer, im wahrsten Sinne des Wortes, allein. Es war ein eigenartiges, aufregendes, befriedigendes Leben. Aber es kam zu einem jähen Ende, als ich mir in Penang eine mich sehr schwächende Krankheit zuzog, in deren viele untätige Wochen währendem Verlauf mir klar wurde, dass ich mit meinem Nomadenleben Schluss machen musste. Ich war nun im mittleren Alter, hatte alles gesehen, was ich je hatte sehen wollen, und hatte außerdem jede Reise Vanes nachvollzogen. Tatsächlich war ich gute zwanzig Jahre nach seinem Ableben seinen Fußstapfen so genau gefolgt, dass ich mich manchmal mit ihm identifizierte, ja, mir fast einbildete, selbst Vane zu sein.

In jenen etwa vierzig Jahren war ich hin und wieder auch Engländern begegnet und hatte aufmerksam zugehört, was sie über ihre Heimat erzählten. Nun verspürte ich Sehnsucht, dorthin zurückzukehren (denn ich hatte nicht vergessen, dass mein Vormund einmal flüchtig erwähnt hatte, ich sei geborener Engländer und hätte meine ersten Lebensjahre in England verbracht). Ich schmiedete keine festen Pläne, hatte keine Ahnung, wo ich mich einmal niederlassen würde, wenn ich erst dort wäre. Ich verfügte über Geld, das mein Vormund für mich verwaltet und das ich nach seinem Tod bekommen hatte, ebenso wie sein eigenes Vermögen und alles, was er besessen hatte. Ich hatte während meiner Reisejahre nur wenig davon angerührt; so besaß ich mehr denn genug für meine Reise und obendrein ausreichend, um von den Zinsen leben zu können, ohne darben zu müssen. Feste Pläne hingegen hatte ich, was Conrad Vane betraf. Ich wollte mehr über sein Leben erfahren, ehe er seine Reisen angetreten und darüber geschrieben hatte – denn auch er war ein exilierter Engländer gewesen –, und ich beabsichtigte, ihm postum meinen Dank in einem Buch über ihn auszusprechen, denn ich war der Ansicht, dass er und sein Werk zu wenig gewürdigt wurden und Gefahr liefen, völlig in Vergessenheit zu geraten.

Deshalb verkaufte ich, als ich wieder kräftig genug war, den Großteil meiner Habe, packte den Rest ein – es gab wenig genug, was ich aus den vergangenen zwanzig Jahren vorzuweisen hatte – und buchte meine Schiffsüberfahrt.

Und jetzt war ich hier im Londoner Regen, in dieser grauen, melancholischen Nacht. Das meiste meiner Habe sollte einstweilen in einem Lagerhaus am Hafen untergebracht werden. Ich hatte nur eine alte Segeltuchtasche bei mir, mit deren Inhalt ich wohl einen Tag auskommen würde. Ich hatte vor, mir so schnell wie möglich eine Unterkunft zu besorgen, damit ich in London wohnen konnte, bis ich mich zurechtgefunden hatte und Pläne machen konnte. Für den Anfang ließ ich mir im Kontor der Schifffahrtsgesellschaft Adressen von Gasthäusern geben, in denen ich absteigen könnte. Die Angestellten im Kontor hatten zunächst angenommen, ich wolle in einer der feineren Gegenden der Stadt wohnen, doch ich hatte erklärt, dass ich mich in einem kleinen Gasthaus, in dem einfache Arbeiter verkehrten, möglichst nah am Fluss, am wohlsten fühlen würde. Ich war nicht gewöhnt an elegante Möbel und Daunenbetten. Nach einigem Hin und Her unter sich hatten die Angestellten sich für ein paar Adressen entschieden und mich davor gewarnt, mir unterwegs selbst etwas anderes zu suchen. Ich lehnte alle Angebote einer Begleitung ab, und so schritt ich denn mit meiner Segeltuchtasche und dem Adressenzettel aus dem Labyrinth von Lagerhäusern und Schuppen durch ein breites Tor und gelangte in ein neues Labyrinth, eines aus schmalen, gewundenen Straßen.

Es war zwar erst früher Nachmittag, doch die Dämmerung setzte aufgrund des Wetters bereits ein. Ein kalter Wind pfiß vom Fluss her durch Gassen und Durchgänge. Die Häuser waren schmutzig, vom Regen glänzend, mit schwarzen Dächern, armselig und hässlich, und immer wieder fanden sich Schuppen dazwischen. Das Heulen der Sirenen von Lastkähnen und anderen Schiffen füllte die Luft, und die Betriebsamkeit im Hafen war bis hierher zu hören.

Hier jedoch waren die Straßen fast menschenleer, nur hin und wieder sah ich durch halb offene Türen und in dunklen Torbogen eine einsame Gestalt oder eine Schar zerlumpter Kinder. Zweimal fuhr eine Droschke vorbei, mit überdurchschnittlicher Geschwindigkeit, wie ich fand, als könne sie es kaum erwarten, diese Gegend hinter sich zu lassen. Doch obwohl es unfreundlich und kalt und feucht war, war ich ungemein gut gelaunt. In Städten des Ostens war ich nicht nur einmal allein durch schlimmere Seitengassen als diese gekommen, außerdem empfand ich es schon als Vergnügen, nach den Wochen der Enge an Bord so weit herumspazieren zu können, wie ich nur wollte.

Zweimal kam ich an heruntergekommenen Kneipen vorbei. Ein Blick ins Innere verriet mir, dass dies die Art von Lokalen war, vor der die Angestellten des Schifffahrtskontors mich gewarnt hatten. Doch zu dieser Tageszeit hatten sich dort nur wenige Trinker eingefunden, und die Räumlichkeiten wirkten ohnehin alles andere als einladend.

Nachdem ich offenbar ein paarmal falsch abgebogen war und umkehren musste, gelangte ich auf die Keypack Hythe Street und, fast durch Zufall, direkt zur Eingangstür des »Cross Keys«. Inzwischen war aus dem Regen ein schwaches Nieseln geworden, und durch eine Lücke zwischen den Wolken wagten sich gar ein paar wässrige Sonnenstrahlen, die flüchtig die Scheiben der schmalen Fenster aufblitzen ließen. Ich blieb stehen und setzte kurz meine Tasche ab. Vor mir unter dem abblätternden Wirtshausschild befand sich eine

schwere Holztür mit Riegel. Um eintreten zu können, musste man ein halbes Dutzend abgetretene Stufen hinuntersteigen.

Ich drehte mich um und ließ den Blick schweifen. Im Osten, wo der Himmel dunkel war, konnte man die schwarzen Umrisse der Lagerhäuser kaum noch erkennen. Im Westen, hinter mir, zog die untergehende Sonne blutrote Streifen durch die Wolken. Ich war neugierig und aufgeregt vor lauter Spannung, wie immer in neuer, fremder Umgebung, aber in gewisser Weise fühlte ich mich auch zu Hause, denn obwohl die Luft um mich kälter als gewohnt war, gibt es für einen erfahrenen Reisenden in jeder Hafengegend, gleich wo, doch immer Vertrautes: der Anblick, der Geruch, die Betriebsamkeit, ja selbst das Gassenlabyrinth, eben alles, was einem Seehafen seine Existenz verdankt. Der Unterschied war nur, dass ich stickigere Luft und die Gerüche des Ostens gewöhnt war. Während ich so dastand, die Häuser ringsum betrachtete und mich zu orientieren versuchte, bemerkte ich aus den Augenwinkeln eine Bewegung. Ich vergewisserte mich und sah einen etwa zwölf- oder dreizehnjährigen Jungen, sehr mager, mit einem bleichen Gesicht über einem schmutzigen, kragenlosen Hemd. Eine Sekunde, nicht länger, blickte er mich gerade an, doch dann schaute er schnell an mir vorbei, als habe er Angst. Im selben Augenblick verschwand die Sonne, die sich eben noch in den Fenstern gespiegelt hatte, ausgelöscht wie eine Kerze, und die graue Wolkendecke schloss sich wieder. Als ich noch einmal zu dem Jungen sehen wollte, war er nicht mehr da. Ich nahm an, dass er in den engen Durchgang zwischen zwei nahen Häusern verschwunden war.